Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 19 (1915-1916)
Heft: 3

Artikel: Die Schlacht an der Hallue : Erzählung
Autor: Stilgebauer, Edward
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Cha nüt derfür.

Es Lerchli über de Matte,
Es jutzget im blaue Himmel zue!
„Lerchli masch au no singe?
Ghörsch nit der Donner hinderm Wald?"
„I singe halt und singe,
Cha nüt derfür!
I nimme, was d'Tage bringe!"

Und zieh=n 'ig über d'Bärge,
Möcht jutzge wie's Lerchli im Himmel zue!
„Mys Härz, masch au no singe?
Ghörsch nit der Donner hinderm Wald."
Darfsch nit wie's Lerchli singe:
„Cha nüt derfür!
I nimme, was d'Tage bringe!"

's Schwyzermeitli.

Und wär ig jetz ne Schwyzerbueb
Und wydligsund und grad,
Potz Wält, so wär ig au drby
Und dörfti a der Gränze sy,
So wär ig jetz Soldat.

Und wärisch doch ne Schwyzerbueb!
My Mueter seit, s'syg schad.
So mänge treit es Schwyzerchleid,
Er tuet deheim im Müeti leid,
Und isch doch kei Soldat.

Und chunnt emol ne Schwyzerbueb
Und wydligsund und grad:
Potz Wält, i lueg e keinen a,
Wenn Eine mir nit säge cha:
„Hewohl, i bi Soldat!"

Die Schlacht an der Hallue.

Erzählung von Edward Stilgebauer, Zürich.

Es war in Ouchy am Genfersee. In der bescheidenen Fremdenpension „Le Chalet" hatte sich eine kleine internationale Gesellschaft zur Feier des Weihnachtsfestes zusammengefunden. Die Gattin eines russischen Arztes, der im Dienste eines Fürsten eben im Mittelmeer kreuzte und seine Frau hier sicher und wohlfeil untergebracht hatte, ein alter englischer Junggeselle, der es wohl zu schätzen wußte, daß sich ein Pfund in 25 Frankenstücke zerlegen läßt, ein deutscher Privatdozent mit seiner Frau, der oben an der Lausanner

Universität dozierte und dem die Heimreise für die acht Tage Weihnachtsferien zu lang und zu teuer gewesen, und schließlich einer sehr distinguiert aussehenden Pariserin, die trotz ihrer siebenzig Jahre noch kokett wie eine zwischen zwanzig und dreißig war.

Madame Armand, die Dame des Hauses, und deren drei Töchter Louise, Blanche und Rose, machten die Honneurs. Man saß im Salon, nachdem man eben im Speisezimmer das Christmasdinner in Rücksicht auf jenen englischen Junggesellen durchaus nach der Sitte der großbritannischen Inseln absolviert hatte. Truthahn, gefüllter Schweinskopf mit Cumberlandsauce, Plumpudding waren natürlich die Hauptgänge gewesen.

Jetzt hatten sich die Herren die Zigarren angezündet und die femme de chambre, die zur Feier des Abends ein frischgestärktes, weißes Häubchen und eine blendend reine Schürze trug, reichte Tee, Bowle und Gebäck. Mitten auf dem Tisch stand der deutsche Christbaum, den der Privatdozent in einer sentimentalen Anwandlung von Heimweh droben auf der Riponne für zwei Francs erstanden und den seine Frau nach deutscher Sitte geputzt hatte. Noch brannten die letzten Kerzen auf seinen grünen Zweigen. Da fiel die Stimme der alten Pariserin mitten hinein in das Schweigen, das eine Weile in dem kleinen Kreise geherrscht hatte, mitten hinein in den zarten Duft aus Tannennadeln und schmelzendem Wachs, der den ganzen Raum erfüllte.

„Das haben Sie aber sehr hübsch gemacht, Herr Doktor, wandte sich die alte Dame an den Privatdozenten, daß Sie uns diesen Sapin de Noel besorgt haben. Auch bei uns bürgert sich der deutsche Weihnachtsbaum jetzt langsam ein. Zu meiner Zeit war das freilich noch kaum der Fall . . ..

Zu Ihrer Zeit, Madame Lacombe, lautete die Antwort des also Angeredeten. Sie wollen von Ihrer Zeit sprechen und sind und bleiben doch die ewige Jugend!

Beglückt lächelte Madame Lacombe trotz der weißen Haare, die ihren Scheitel bedeckten, über diese Galanterie. Sie warf sogar einen Blick in den ihr gegenüber an der Wand hängenden Spiegel, strich ein Löckchen, das in eine unrichtige Lage geraten war, sorgsam zurück und fuhr mit dem bezaubernden Lächeln, daß ihrem Gesicht noch immer einen geradezu sonnigen Reiz verlieh, fort:

Und doch habe ich das Recht, von meiner Zeit zu reden, Herr Doktor! Ich erinnere mich gerade heute an einen seltsamen Weihnachtsabend. Das sind jetzt .... warten Sie mal .... wie lange ist das her ... Sie begann in der Tat zu rechnen ... richtig, das sind heute 43 Jahre und damals war ich schon lange eine verheiratete Frau.

Aber eine in den besten Jahren, Madame Lacombe!

Wenn Sie es denn ganz genau wissen wollen, Herr Doktor, ich war damals 27. Es war das Unglücksjahr 1870. Sedan hatte das Schick-

sal des Kaisers und mit diesem das Los Frankreichs entschieden. Paris war von der Armee der Verbündeten völlig eingeschlossen. Aber Gambetta gab keine Ruhe. Es sollte ein letzter Versuch gemacht werden, die Stadt zu entsetzen. General Faidherbe hatte den Befehl erhalten, gegen Süden vorzustoßen und das Wagestück zu unternehmen. O, es waren furchtbare Tage. Mein Mann war Militärarzt, er stand bei dem 23. Korps.

Und Sie waren damals in Paris, Madame Lacombe?

Nein, Herr Doktor! Mein Mann hatte endlich meinen Bitten nachgegeben. Ich hatte mich in einem Hospital als Krankenschwester ausbilden lassen. Ich trug damals jene ernste Tracht. Sie brauchen nicht zu lächeln, Herr Doktor, sie kleidete mich ganz vorzüglich.

Daran habe ich nicht einen Augenblick gezweifelt, Madame Lacombe.

Also, ich war meinem Mann gefolgt. Er hatte die Leitung eines Feldlazaretts in der Nähe von Amiens übernommen, Fréchencourt hieß das kleine Dorf, in dem wir uns an jenem Weihnachtsabend befanden. Ich werde diesen Namen nie in meinem Leben vergessen. Das war eine Illumination, an die ich all' meine Tage denken werde.

Eine Illumination?

Eine, die die Preußen unter Manteuffel und Goeben zum Christfest 1870 angesteckt hatten. Von Fréchencourt ausgesehen war das ein entsetzlicher Anblick, diese Weihnachtsnacht. Querrieux, Pont Noyelles, Daours standen in lohenden Flammen und leuchteten taghell durch die stockfinstere Winternacht. An den Ufern der Hallue hatte den ganzen Tag über der Kampf getobt. Das Ohr war dermaßen an den Donner der Geschütze und das Knattern der Infanteriegewehre gewöhnt, daß man ganz erstaunt aufhorchte, als es plötzlich mit Einbruch der Dunkelheit still wurde und nur noch der wimmernde Laut der Weihnachtsglocken, die in den brennenden Dörfern wohl von selbst infolge der Hitze zu läuten begannen, zu uns in das Lazarett herüberdrang.

Mit einigen Schwestern war ich gerade dabei, das Verbandzeug zurecht zu machen, denn lange konnte es nicht mehr dauern, dann kamen die ersten Verwundetentransporte bei uns an. Ich war an diesem Abend unsagbar traurig. Ich dachte an meinen Mann, der fern von mir draußen in der Front auf dem Schlachtfelde war und den trotz seiner Rotekreuzbinde eine Kugel getroffen haben konnte. Ich dachte an meine beiden Kinder, die ich bei Verwandten im Süden untergebracht hatte, da setzte gegen 5 Uhr abends der Donner der Geschütze ganz unvermittelt von neuem ein. Wir eilten an die Fenster und sahen nun in der Ferne im Scheine der brennenden Häuser und Scheuern, daß General Faidherbe noch einen letzten, verzweifelten Vorstoß wagte. Obwohl sich der Fluß und die brennenden Ortschaften schon alle im Besitz der Preußen befanden, riskierte er ein letztes und unerhörtes

Menschenopfer. Von den Höhen auf dem linken Ufer der Hallue, die die französischen Truppen den ganzen Tag über siegreich behauptet hatten, stürzte er sich noch einmal auf den Feind. Die brennenden Ortschaften des eigenen Vaterlandes, Herr Doktor, waren die Fackeln, die dem General bei seinem letzten Versuche, seine Armee nach Paris durchzubringen, zu leuchten hatten. Noch zwei volle Stunden währte der Kampf. Dann sahen wir, wie die Preußen im Scheine der Flammen unaufhaltsam vorwärts und vorwärts drangen, wir hörten, wie das Brüllen der Geschütze und das Knattern der Gewehre allmählich verstummte, und da zogen auch schon die ersten Sieger in das wie durch ein Wunder des Himmels unversehrt gebliebene Fréchencourt.

Es war ein grauenvoller Anblick. Der Winter des Jahres 1870 ließ bekanntlich nicht mit sich spaßen. Meterhoch lag da draußen der Schnee auf den Straßen und vor dem Eingang unseres Feldlazarettes färbte er sich jedesmal purpurrot, wenn die Soldaten einen Verwundeten auf den Armen hereinschleppten, wenn die Wagen angerasselt kamen und ihren traurigen Inhalt in unser nacktes und armseliges Gebäude entleerten.

Ich kann Sie versichern, Herr Doktor, daß ich an jenem Weihnachtsabend nicht mehr daran dachte, ob ich Freund oder Feind, ob ich einen Mann mit roten oder blauen Hosen unter den Händen hatte. Es dauerte keine Viertelstunde und wir hatten alle so viel zu tun, daß wir gar nicht wußten, wo wir zuerst anfassen sollten, daß ich meinen Mann an der Front und meine beiden Kinder bei den Verwandten im Süden vergessen hatte.

Als ich nun endlich die Hände einen Moment frei bekam und mich umsah, wo ich denn jetzt wohl zuerst Hilfe und Beistand zu leisten hätte, da gewahrte ich auf dem einen Feldbett einen jungen, preußischen Offizier. Der Himmel hatte es in diesem Moment gut mit ihm gemeint, denn der arme Kerl war bewußtlos. Sein schönes Gesicht ... o er war über die Maßen schön ... er hatte so wohlgeformte, ich möchte sagen edle, aristokratische Züge, noch heute sehe ich ihn vor mir, war leichenblaß. Kein Tropfen Blut mehr in den Wangen, weiß die Lippen, nur die Haare seines blonden Schnurrbärtchens verrieten in leiser Bewegung, daß er noch lebte, wenn der Atem schwer und müde aus Mund und Nase ging.

Sein Anblick fesselte mich dermaßen, ein unsagbares Mitleid mit dem unglücklichen, jungen Menschen erfüllte so ganz und gar mein Herz, daß ich sogar meine Landsleute, die man zusammen mit ihm hereingebracht hatte, vergaß und mich ihm völlig widmete. Ich riß also den Rock seiner Uniform auf, denn ich gewahrte deutlich, daß die Kugel beinahe gerade in der Herzgegend ein Loch in das blaue Tuch gerissen hatte. Da fiel mir ein ganz kleiner Tannenzweig in die Hände, der mit einem rotseidenen Bande mit einem Brief zusammengebunden war. Die Farbe dieses Bandes war kaum mehr zu

erkennen, ich glaube, ich erkannte sie im ersten Momente auch gar nicht und ich habe die Erinnerung an diese Farbe nur daher, daß ich dieses Band als Andenken aufhob und es dann so oft und so eingehend betrachtet habe, denn damals waren Tannenzweig, Band und Brief von dem Herzblute des Ärmsten, das unerbittlich seiner Wunde entströmte, purpurn gefärbt.

Ich legte alles, was ich im ersten Moment zitternd und erschrocken in meinen Händen hielt, auf den neben dem Feldbett stehenden Tisch nieder und machte mich daran, seine Wunde zu untersuchen. Die ging tief, tief, Herr Doktor, tief bis in das Herz. Und damals rannen mir die heißen Tränen die Wangen hinunter über diesen schönen, jungen und blühenden Menschen, dem ich nicht mehr helfen konnte, der rettungslos dem Tode verfallen war, und ich versichere Sie, daß ich in diesem Augenblicke gar nicht daran dachte, daß er der Feind meines Vaterlandes war, daß ich mir gar nicht vorstellte, daß in der gleichen Stunde hundert und hundert französische Mütter und Frauen und Bräute blutige Tränen vergossen, daß ich nur den einen, den heißen Wunsch in mir aufsteigen fühlte: ach, wenn du doch verbinden, wenn du doch retten, wenn du doch helfen könntest! Und dennoch sah ich ein, daß hier alles vergeblich war.

Ich bin nicht umsonst die Frau eines Arztes. Ich hatte recht, nur zu sehr recht, Herr Doktor! Nach zehn Minuten war alles vorbei. Er hat das Bewußtsein nicht wieder erlangt, er ist hinübergeschlummert, ohne zu wissen, wo und in wessen Händen er sich befand. Und doch, es war eine französische Frau, eine aus dem belagerten und hungernden Paris, Herr Doktor, die ihm die Augen zugedrückt und die mit brennendem Schmerze für seine arme Seele und für die, die ihn verloren hatten, an jenem Weihnachtsabend an den Ufern der Hallue gebetet hat.

Bei Ihrem deutschen Weihnachtsbaume und dem Dufte nach Tannenharz und verglimmendem Wachs fiel mir der Tannenzweig und diese alte Geschichte aus dem Feldlazarett von Fréchencourt wieder ein, Herr Doktor!

Und Sie haben nicht in Erfahrung gebracht, Madame Lacombe, wer der junge Mann an der Hallue gewesen ist, dem Sie diesen letzten Dienst der Liebe in Feindesland erwiesen haben?

Doch, Herr Doktor! Der Weihnachtsbrief, den er zusammen mit dem Tannenzweiglein und dem rotseidenen Bande auf seinem Herzen trug, hat es mir verraten. Ich konnte nicht umhin, ich mußte diesen Brief lesen . . . Sie wissen doch, wie unendlich neugierig wir Frauen in solchen Dingen sind . . . .

Leise und wehmütig lächelte Madame Lacombe bei diesen ihren eigenen Worten. Sie war entzückend, wie sie in ihrem Alter erzählte und wie sie offenen Herzens all' die kleinen Fehler und Schwächen ihrer Person und ihres Geschlechtes zugab, die andere so gern zu verbergen suchen.

Der Name tut ja eigentlich nichts zur Sache, fuhr nun Madame Lacombe fort. Er hieß Walter von Nieburg, und der purpurrote Brief stammte von einem jungen Mädchen, das sich einfach Agathe unterschrieb.

Die wenigen Zeilen dieses Briefes habe ich niemals vergessen. Mein Mann hat ihn mir ins Französische übersetzen müssen, aber ich habe ihn dann auch in deutscher Sprache so oft gelesen, daß ich ihn noch heute nach 43 Jahren beinahe auswendig weiß. So ungefähr war es:

Lieber Schatz!

Von dem Tannenbaum, der an diesem Weihnachtsfeste im Hause meiner Eltern brennen wird, sende ich Dir in das ferne Frankreich ein Zweiglein. Möchte es uns beiden Glück und Segen bringen! Der Waffenstillstand und der Friede stehen ja nun Gottlob vor der Tür, und du hast, wie ich aus deinem letzten Schreiben ersehe, alles gesund und munter überstanden, du herrlicher Sieger du, du, süßer Herzensschatz! Tausend Küsse in die weite Ferne, und um Ostern halten wir Hochzeit. Deine Agathe.

Madame Lacombe schwieg eine lange Weile. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort.

Endlich seufzte die alte Dame und meinte dann einfach:

Von dem Befehl Gambettas und dem letzten verzweifelten Versuche des Generals Faidherbe hat die arme Agathe ja nichts wissen können. Und ich war froh.....

Worüber waren Sie froh, Madame Lacombe?

Daß ich an jenem Abend nicht allgegenwärtig sein konnte, daß Agathe nicht sah, was ich mit meinen Augen sehen mußte, daß sie dieses letzte, glückliche Weihnachtsfest ihrer Jugend noch im Glauben, noch in der Hoffnung auf seine Rückkehr feiern durfte, bis dann an einem der nächsten Tage die fürchterliche Kunde kam.

Aber die Geschichte fällt mir immer ein, wenn ich eine deutsche Weihnachtstanne sehe. Ohne das Herzblut eines zum Tode Verwundeten kann ich mir seitdem ihre grünen Zweige gar nicht mehr denken und darum habe ich den deutschen Weihnachtsbaum in meinem Pariser Haushalt niemals eingeführt, wie oft mich auch meine Kinder darum gebeten haben.

Madame Lacombe schwieg. Sie schaute sinnend in das offene Kaminfeuer, in dem zwei große Buchenscheite zur Feier des Weihnachtsabends flackerten.

O yes, sagte da der alte englische Junggeselle, und in seinem furchtbaren Französisch fügte er rasch hinzu: La vie est dure. Dann wandte er sich an die heute so festlich gekleidete femme de chambre der Madame Armand und rief: Mademoiselle, noch eine Tasse Tee!

Ende.